

5.3. »Die feinere Bearbeitung der Sprache« durch die Schrift

1. Humboldts Phonozentrismus – sein Verständnis des Chinesischen
2. »§.20. Der Charakter der Sprachen. item. Poesie und Prosa.« – zum „Humboldtstil“
3. Wird der Urtypus der Sprache durch die Schrift aufgehoben?

Grammatik, das wissen auch viele nicht, die dieses Fach täglich unterrichten, kommt von griechisch *grámma*, was Schriftzeichen, Buchstabe bedeutet. Ein *grammatikós* war ein des Lesens und Schreibens Kundiger und bedeutete zugleich „Gelehrter“ und „Sprachforscher“. Man untersuchte die Sprache, um „richtiger“ (*óρθός*) schreiben zu können. Auch heute noch ist ein Hauptzweck des Grammatikunterrichts in der Muttersprache, dass die Kinder richtig schreiben lernen:

[...] die Kinder sollen »eigentlich« nicht lernen, was ein Substantiv bzw. ein Satz ist, sondern, wann man groß schreibt.¹

Schrift war die Voraussetzung zur Entwicklung der Grammatik, das hat Christian Stetter durch seine groß angelegte, historisch wie systematisch ausgerichtete Studie, aus der eben angeführtes Zitat stammt, gezeigt. »Wie die Kalligraphie zum Prinzip der Ideographie, so gehört die Orthographie intrinsisch zur Alphabetschrift.«² Orthographisch richtig schreibt man bei einer Sprache mit Flexion nur, wenn man auch grammatisch richtig schreibt. Von daher erhält der Satz, Schrift sei die Voraussetzung zur Entwicklung der Grammatik gewesen, eine Einschränkung. Er gilt nur für die Lautschrift. Stetter kann sich dabei auf Humboldt berufen. Denn wenn – wie in 5.0. und 5.1 gezeigt – der Laut so zur Sprache dazugehört, ist es selbstverständlich, dass Humboldt die Lautschrift vor allen anderen Schriftarten favorisierte:

Das alphabetische Lesen und Schreiben [...] nöthigt in jedem Augenblicke zum Anerkennen der zugleich dem Ohr und dem Auge fühlbaren Lautelemente, und gewöhnt an die leichte Trennung und Zusammensetzung derselben; [...] reinere Aussprache, die feine Ausbildung des Ohrs und der Sprachwerkzeuge ist schon an sich, und in ihrer Wirkung auch auf das Innre der Sprache von der äussersten Wichtigkeit; die Absonderung der Lautelemente übt aber auch einen noch tiefer in das Wesen der Sprache eingehenden Einfluss aus. Sie führt nemlich der Seele die Articulation der Töne vor, in dem sie die articulirten Töne vereinzelt und bezeichnet. Die alphabetische Schrift thut dies klarer und anschaulicher, als es auf irgend einem andren Wege geschehen könnte, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, dass durch das Alphabet einem Volke eine ganz neu Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht.³

Knapp zusammengefasst mit Worten aus der *Kawi-Einleitung*:

mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache⁴

¹ Stetter 1997, S. 83

² Stetter 1997, S. 51

³ V,115/116 Buchstabenschrift

⁴ VII,50 Kawi-Einleitung

Allein die Buchstabenschrift vermag Flexion zu repräsentieren.⁵ Humboldts Favorisierung der Sprachen, die Flexion besitzen, entspricht nach Stetter der Bevorzugung der Buchstabenschrift.⁶ Damit schlägt sich das in 5.1. dargestellte Schema des Auseinanderdriftens der Richtungen, die die Entwicklung des Sprachsinns einschlagen kann, auch auf der Ebene der Schriftlichkeit nieder. Daher wird in diesem Abschnitt als Punkt 1 Humboldts Verständnis des Chinesischen abgehandelt. Das Vorkommen des Lemmas „Schrift“ in der *Kawi-Einleitung* legt dieses Vorgehen ebenfalls nahe. Es kommt am häufigsten im Zusammenhang mit dem Chinesischen vor.

Das Gegengewicht zur Thematisierung des Chinesischen stellt Punkt 2 dieses Abschnittes mit der Besprechung des Paragraphen in der *Kawi-Einleitung* dar, in dem ausführlich von der Schrift und bevorzugt vom Altgriechischen, der Sprache mit Flexion par excellence, die Rede ist: § 20 »Charakter der Sprachen. – item. Poesie und Prosa.«. Auffällig zunächst ist, dass in der bereits zitierten Akademieabhandlung *Ueber die Buchstabenschrift* das Lemma „Sprachsinn“ nach der *Ueber den Dualis* am zweithäufigsten vorkommt, dieses Lemma in der *Kawi-Einleitung* aber gerade an den Stellen, in denen Humboldt von der Schrift handelt, nicht gebraucht wird, obwohl es in der *Kawi-Einleitung* wie in keinem anderen Werk von ihm kontinuierlich verwendet und seine Definition gegeben wird. Wenn Humboldts Verständnis der Schrift dennoch im Kapitel, das vornehmlich der *Kawi-Einleitung* gewidmet ist, besprochen wird, so deshalb, weil es hier seinen systematischen Ort hat. Und das wird auch von der Seite des Vorkommens der von Humboldt entwickelten Terminologie bestätigt. Zur Thematik „Schrift“ gehört unbedingt das Lemma „Alphabet“, das belegten bereits die anfangs gegebenen Zitate. Der Vergleich der Stellen, an denen „Alphabet“ in der *Kawi-Einleitung* vorkommt, mit denen, an denen von der Schrift die Rede ist, zeigt, dass, ist vom Alphabet die Rede, meist die Schrift generell thematisiert ist (siehe Auflistung im Apparateil).⁷ Das resultiert nicht aus dem Stilprinzip *variatio delectat*. Das hat inhaltliche Gründe: Das Alphabet ist Humboldts favorisierte Schrift. Im Zusammenhang mit „Alphabet“ fällt das Lemma „Sprachsinn“ in der *Kawi-Einleitung* dann auch zweimal. Darunter einmal im Umkreis seiner Definition.⁸

⁵ Eine Mittelstellung zwischen Alphabet und chinesischen Schriftzeichen nimmt die koreanische Schrift ein, da sie »ihre „Buchstaben“ nach Silben« gruppiert (Stetter 1997, S. 139). Das Koreanische besitzt auch Flexion und hält diese mittels seiner Schrift fest.

⁶ Stetter 1990, S. 190: »Humboldts Hierarchie von Sprachtypen – agglutinierender, isolierender und flektierender Grundzüge – [...] eine Hierarchie von Schrifttypen [entspricht]: Bilder- und Begriffsschrift, danach die Figuren-, und schließlich die Buchstabenschrift.« In dieser Form findet sich diese These bei Stetter 1997 nicht wieder. Aus gutem Grund nicht, da Humboldt keine Hierarchie von Sprachtypen aufstellte (4).

⁷ Schrift: VII,3, 9 (4x), 45, 57, 63, 64, 66, 68, 71, 206, 208, 273 (2x), 281 Anm., 282 Anm, 299, 301, 308, 315 1), 317, 321, 341. Alphabet: VII,50, 57, 66-69, 122, 139, 144 Anm., 252, 260 Anm., 273 (2x), 281 Anm., 283 Anm. Im weiteren Umkreis sollte zudem auf das Lemma „Buchstabe“ geachtet werden. Wobei Humboldt das Wort nicht im heutigen Sinn benutzt. Das zeigt der von ihm gern verwendete Term „Buchstabenschrift“, was identisch ist mit „Lautschrift“. Humboldt war klar, dass die geschichtlich gewordenen Alphabete nicht alle Laute einer Sprache wiedergeben (VII,68 *Kawi-Einleitung*) und mitunter »eigenen Gewohnheiten« folgen (VI,359 Vom grammatischen Baue). In seinem Briefwechsel mit Pickering diskutiert er auch eine internationale Lautschrift (cf. Müller-Vollmer in Müller Humboldt 1976, S. 321, Anm. 24), wie sie uns heute mit der der Association Phonétique Internationale (API) bzw. International Phonetic Association (IPA) zur Verfügung steht. Zum »allgemeinen Alphabet« siehe auch V,356/357 Untersuchung über die amerikanischen Sprachen, wo V,357 auch wieder Pickering erwähnt wird.

⁸ VII,67, 252 *Kawi-Einleitung*

Des Weiteren ist an zentraler Stelle in der *Kawi-Einleitung* von der Schrift die Rede – was meist unterschlagen wird, wenn sie traktiert wird –, nämlich VII,46, wo die Sprache als *energeia* definiert wird. Dort wird en passant etwas scheinbar Selbstverständliches erwähnt, was aber ein unumgebares Faktum darstellt und in der Mediendiskussion selten berücksichtigt wird, nämlich dass sie verstehend gelesen werden muss. Dies eingedenk und auf Platon rekurrierend, der an der Schrift kritisierte, dass durch sie Wissen ent-äußert wird, »das herrenlos herumirrt, das nicht mehr direkt befragbar ist,«⁹ muss erörtert werden, ob der von Humboldt erarbeitete dialogische Urtypus der Sprache durch die „feinere Bearbeitung der Sprache“ vermittelt der Schrift nicht teilweise aufgehoben wird? Dies soll als dritter Punkt dieses Abschnittes überleitend zum III. Teil dieser Untersuchung thematisiert werden, in dem die Kritik zu Wort kommen soll und nach einer sinnvollen Aktualisierung des von Humboldt gefassten Sprachsinns gefragt wird.

1.) In Kapitel 3 wurde gezeigt, dass das Lemma „Sprachsinn“ auftaucht, wenn Humboldt von der Entwicklung der Sprachen spricht. Dabei spielt die Schrift eine Rolle. Da der Laut das dem Sprachsinne sekundierende Prinzip ist, kommt dem Instinkt des Sprachsinns vor allem die Alphabetschrift entgegen. Humboldts Denken über die Sprache ist in diesem Punkt eindeutig von Phonozentrismus geprägt. Dieser lässt aber die Leistungen der chinesischen Sprache und Kultur nur schwer erklären. Daher setzt sich Humboldt mit dem Chinesischen auseinander. Ein Blick auf die neuere Entwicklung des Chinesischen scheint seine Ausführungen dazu zu bestätigen.

Punkt 1 gliedert sich daher wie folgt:

- a.) Die Entwicklung der Sprachen und der Instinkt des Sprachsinns
- b.) Humboldts Phonozentrismus
- c.) Humboldts Beschäftigung mit dem Chinesischen plus einem Blick auf die neuere Entwicklungsgeschichte des Chinesischen

a.) Auch wenn für Humboldt der historische Ursprung der Sprache ein für alle Mal im Dunkeln liegt (2.1., 2.2.), so nimmt er doch, ist die Sprache einmal da, Stufen in der Sprachentwicklung an. Diese Annahme wird historisch (Punkt 2 dieses Abschnittes) wie durch allgemeine Überlegungen belegt, was Thema dieses Abschnittes ist und speziell am Beispiel des Chinesischen abgehandelt wird. Dieses Stufenmodell findet sich bereits in seiner programmatischen Akademierede *Ueber das vergleichende Sprachstudium*:

Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:
die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;
die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;

⁹ Trabandt 1990, S. 189

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äussere Umgränzung (gegen andre) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.¹⁰

Sieht man vom Epitheton der Nation ab, so wird der Begriff Sprachsinne mit keinem anderen mehr verwendet als mit fein, feiner, Feinheit. Durch diese Tatsache ließe sich Trabants Kommentar zu dem Vorkommen des Lemmas in der Akademieabhandlung *Über das Verbum* verallgemeinern und behaupten, wenn es nicht »um den partikular-historischen Sprachsinne einer Nation« geht, dann »um den universell-transzendentalen Sprachsinne des Menschen überhaupt, der Humboldts Richtmaß für die Sprachlichkeit linguistischer Phänomene ist«.¹¹

Die Stelle, auf die sich Trabant in diesem Zitat bezieht, stammt aus der Akademierede *Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau*. Humboldt hält dort die Schrift für unabdingbar bei der »feineren Bearbeitung der Sprache«¹² und greift dabei das Stufenmodell aus seiner Akademieabhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium* auf. Unter diesem Gesichtspunkt werden die verschiedenen Schriftarten diskutiert. Die Begriffsschrift steht nach Humboldt zur feineren Bearbeitung der Sprache verquer. Er sagt:

Sie handelt [...] dem instinctartigen Sprachsinne des Menschen [...] entgegen, [...]¹³

Ob transzendental und »instinctartig« zusammengehen, bedarf der Diskussion und wurde von Trabant in seinem Buch *Artikulationen*, das streckenweise eine Besprechung von Pinkers Buch *The Language Instinct* ist, von ihm auch geführt. Was Humboldt anbelangt, so ging für ihn zur Zeit der Akademieabhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium* beides zusammen. Dort nennt er die Sprache IV,15 »einen intellectuellen Naturinstinct der Vernunft«. Eine Seite weiter benutzt er den Begriff „Vernunftinstinct“. Im Apparateil auf derselben Seite findet sich unter 2) die Formulierung:

[...] muss die Sprache aus dem Menschen, wie ein Naturinstinct der Vernunft hervorgehen, [...]

In anderen Arbeiten Humboldts aus der Zeit nach der genannten Akademierede finden sich ähnliche Formulierungen: »Instinct der Intellectualität«,¹⁴ »Sprachinstinct«¹⁵ oder

[...] die Sprache im Allgemeinen ist das Erzeugniss eines menschlich intellectuellen Instincts, [...]¹⁶

Solche Begrifflichkeit findet sich später bei Humboldt nicht mehr. Es ist anzunehmen, dass er dafür den Begriff Sprachsinne fand, der instinktartig verfährt. Dabei mag der Begriff „Typus“ (2.) eine

¹⁰ IV,6 Sprachstudium

¹¹ Trabant in Humboldt 1994, S. 251

¹² V,110 Buchstabenschrift

¹³ V,113 Buchstabenschrift

¹⁴ IV,249 Mexicanische Sprache

¹⁵ Aus der Akademieabhandlung *Über das Verbum*, gelesen am 3. Juni 1823, = Humboldt 1994, S. 233

¹⁶ V,18 Kulturzustand Amerikas. Von Leitzmann auf das Jahr 1823 datiert.

entscheidende Rolle mitgespielt haben. Dies und wie sehr Humboldt auf der Suche war und etwas auf den Begriff bringen wollte, was sich nicht auf den Begriff bringen lässt, zeigt die Stelle, an der Humboldt in seiner programmatischen Akademierede *Ueber das vergleichende Sprachstudium* den Begriff „Instinkt der Vernunft“ einführt:

Die Sprache muss [...] als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden. [...] Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. [...] Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, [...] Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor, [...] Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im Ganzen des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen lässt, so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen.¹⁷

Wie gesagt, später findet sich solche Begrifflichkeit bei Humboldt nicht mehr und er spricht vom instinctartigen Sprachsinne. Am Ende seiner Akademie-Rede *Ueber die Buchstabenschrift* greift er die Wendung nochmals auf:

Wo jedoch solche stellvertretende Mittel [für die Buchstabenschrift wie Hieroglyphen, Knotenschnüre etc.] [...] einmal Wurzel gefasst haben, wo der instinctartig in der Nation auf das Bessere gerichtete Sinn nicht ihr Emporkommen verhindert hat, da stumpfen sie diesen Sinn noch mehr ab, erhalten das Sprach- und Gedankensystem in der falschen, ihnen entsprechenden Richtung, [...]¹⁸

Wie Humboldt den Begriff „Instinct“ näher fasst, führt er in dieser Akademieabhandlung V,121 aus:

[...], wo der Gegenstand, wie die Sprache, ganz ideal ist, und wo, theils zugleich, theils nach einander, der Instinct handelt, das Gefühl ahndet, der Verstand einsieht, und die Verstandeseinsicht wieder auf das Gefühl, und dieses auf den Instinct berichtigend zurückwirkt.

Die Verbindung von „Instinkt“ und „Sprachsinne“ hält sich bis in die *Kawi-Einleitung*:

Der Sprachsinne muss daher noch etwas andres enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird.¹⁹

Drei Sätze weiter benutzt Humboldt das Wort „instinctartig“ noch einmal:

Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muss, im gleichen Augenblick gegenwärtig.²⁰

¹⁷ IV,14 f. Sprachstudium

¹⁸ V,133 Buchstabenschrift

¹⁹ VII,70 Kawi-Einleitung

²⁰ VII,70 Kawi-Einleitung

Auf diese beiden zuletzt zitierten Stellen bezieht sich Humboldt zehn Seiten später:

Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloss gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S.70) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältnis der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.²¹

Benutzt Humboldt an dieser Stelle den Begriff „Articulationssinn“ (5.1.), so in der folgenden explizit wieder Sprachsin:

[...] hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin Pronomen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wichtigste Rolle [...]. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten und gleichsam instinctartig im Geiste begründet.²²

Schließlich taucht § 22, „einem der Endpunkte, auf welche die *Kawi-Einleitung* zu führen bestimmt ist,“ „Instinkt“ noch einmal auf. Humboldts ganze in der *Kawi-Einleitung*

von der Sprache gegebene Ansicht beruht [...] darauf, daß dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der bloß physiologisch erklärt werden könnte.²³

Es kommt noch Bewusstsein und Freiheit dazu (3.4). Der Sprachsin, von dem dann in Folge die Rede ist und dort definiert wird, ist durch Bewusstsein und Freiheit (geistiges Vermögen) bestimmt und durch das, was man nicht anders als „Instinkt“ bezeichnen kann, eine Kraft (3.5.), die eine Richtung hat.

b.) Wie die kurze Auflistung der Stellen, an denen Humboldt den Begriff „Instinkt“ verwendet, zeigte, hält sich die Verbindung von „Sprachsin“ und „Instinkt“ von der Akademierede *Ueber die Buchstabenschrift* bis in die *Kawi-Einleitung*. Allerdings findet sich in der *Kawi-Einleitung* keine so prägnante Formulierung, dass die „Begriffsschrift dem instinctartigen Sprachsin des Menschen“ entgegensteht. Sachlogisch ergibt sich die Favorisierung der Alphabetschrift aber allein aus der Definition des Sprachsinns, des „mit dem Laut in der Sprache überall den leitenden Impuls gebenden Princip“.²⁴ Daher trifft Trabants Behauptung gegenüber der von Derrida angestoßenen Grammatologiediskussion nicht vollkommen zu:

Wenn Humboldt die Schrift so mit der Sprache verschränkt, daß erst sie die Arbeit des Sprachsinns vollendet, so ist [...] im Grunde zu Beginn des 19. Jahrhunderts der neue Phonozentrismus schon überwunden.²⁵

²¹ VII,80 *Kawi-Einleitung*

²² VII,90 *Kawi-Einleitung*

²³ VII,250 *Kawi-Einleitung*

²⁴ VII,251 *Kawi-Einleitung*

²⁵ Trabandt 1990, S. 216

Genau muss man sagen: die Buchstaben- also Lautschrift hilft nach Humboldt die Arbeit des Sprachsinns zu vollenden, womit ein Phonozentrismus bei Humboldt eher bestätigt als widerlegt wird. Der „universell-transzendente Sprachsin, der Richtmaß für die Sprachlichkeit linguistischer Phänomene ist,“ ist der, der das Alphabet hervorbringt. Im Brief an Welcker vom 22.05.1824, in der die Akademierede *Ueber die Buchstabenschrift* Thema ist, spricht Humboldt nicht vom richtigen Sprachsin, sondern vom »ächten«, der sich dadurch auszeichnet, dass in ihm »schon die Idee des Alphabets präformiert da[lag.]«²⁶ Ein Beleg dafür aus der *Kawi-Einleitung*. Diesmal ist vom richtigen Sprachsin die Rede. Die Stelle befindet sich § 10 »Natur des articulirten Lautes.«:

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. [...] es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinns, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, dass sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen.²⁷

Das Zitat macht deutlich, wie Humboldt immer wieder auf seine Definitionen Bezug nimmt, wörtlich auf sie anspielt. § 22, an dem »wir [...] einen der Endpunkte erreicht [haben], auf welche die gegenwärtige Untersuchung [= *Kawi-Einleitung*] zu führen bestimmt ist«²⁸, findet sich die Definition des Sprachsinns, der vom zweiten in der Sprache waltenden Prinzip sekundiert wird, dem Laut.

[...] das Streben des inneren Sprachsinnes [bleibt] immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der artikulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden.²⁹

Der Phonozentrismus Humboldts hat zwei Seiten, einen grammatischen und einen rhythmisch musikalischen. Das klang im eben gegebenen Zitat an und ist auch schon in der Akademieabhandlung *Ueber die Buchstabenschrift* ausgeführt:

So unmittelbar an die innerste Natur der Sprache geknüpft, übt sie [die Buchstabenschrift] notwendig ihren Einfluss auf alle Theile derselben aus, und wird von allen Seiten her in ihr gefordert. Ich will jedoch nur an zwei Punkte erinnern, mit welchen ihr Zusammenhang vorzüglich einleuchtend ist, an die rhythmischen Vorzüge der Sprachen, und die Bildung der grammatischen Formen.³⁰

Den musikalischen Aspekt der Sprache traktiert Humboldt in der hier mit zur Debatte stehenden Akademieabhandlung *Ueber die Buchstabenschrift* ausführlich en detail:

²⁶ Humboldt 1859, S. 117

²⁷ VII,67 *Kawi-Einleitung*

²⁸ VII,250 *Kawi-Einleitung*

²⁹ VII,252 *Kawi-Einleitung*

³⁰ V,119 *Buchstabenschrift*

Daher sind Sylbenmasse, die sich, wie der Hexameter und der sechzehnsylbige Vers der Slocas^[31] aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren blosser Sylbenfall noch jetzt das Ohr in einen unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sichere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nation, als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst.³²

Die Stelle ist beachtlich: „noch stärkere und sichere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nation, als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst“! Der Rhythmus einer Sprache, ihre Musikalität, gehört auch zu ihrem Charakter. Wenn man den Rhythmus einer Sprache vernehmen kann, erkennt man ihren Charakter, ebenso wie aus der in ihr geschriebenen Literatur (5.3.2.).

Humboldts Sprachphilosophie ist phonozentrisch, gerade wenn man auf den Sprachsinns rekurriert. Das geistige Vermögen schafft sich im Laut seine Artikulationsmöglichkeit. So wie die Musiker in den Noten ihre „Schrift“ haben, hat man im „Alphabet“, in der Lautschrift seine Artikulationsschrift. Auch die von Trabant angeführten Stellen, an denen Humboldt auf die Taubstummen zu sprechen kommt³³, widerlegen den Phonozentrismus Humboldts nicht, sondern bestätigen ihn nur. Als Negativbeispiel, um bestimmte Behauptungen über die menschliche Sprache zu belegen, tauchen die Taubstummen in der Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts häufig auf. So auch wiederholt bei Humboldt: V,117 Buchstabenschrift; V,375/376 Grundzüge; VI,153 Verschiedenheiten; VII,66 Kawi-Einleitung. Die Stelle aus der Akademieabhandlung über die Buchstabenschrift lautet:

Die Sprache aber liegt in der Seele, und kann sogar bei widerstrebenden Organen und fehlendem äusseren Sinn hervorgebracht werden. Dies sieht man bei dem Unterrichte der Taubstummen, der nur dadurch möglich wird, dass der innere Drang der Seele, die Gedanken in Worte zu kleiden, demselben entgegenkommt, und vermittelt erleichternder Anleitung den Mangel ersetzt, und die Hindernisse besiegt.

Bei den anderen drei Angaben handelt sich um Parallelstellen, die nur geringfügig voneinander abweichen. Hier die mittlere Variante aus *Verschiedenheiten* VI,153:

Dass die Sprache ohne vernommenen Laut möglich bleibt, und insofern ganz innerlich ist, lehrt das Beispiel der Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und dann an der Schrift verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen im Andern aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe, sie vernehmen seine Articulation ohne sein Geräusch. Allerdings wirkt gewiss in ihnen, wenn auch das äussere Ohr verschlossen ist, der innere Gehörsinn mit; vielleicht sogar wird in ihrer, uns unzugänglichen Vorstellungsweise vor ihrer Phantasie an die Stelle des mangelnden Geräusches etwas andres Sinnliches gesetzt; immer aber geht bei ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen wirklich die Sprache, da sie alphabetisch lesen und schreiben und selbst reden lernen, nicht bloss den Gedanken durch Zeichen oder Bilder. Sie lernen reden, nicht bloss dadurch, dass sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, dass sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang

³¹ = episches Versmaß der Sanskritliteratur, das aus zwei sechzehnsilbigen Versen gebildet wird.

³² V,120 Buchstabenschrift

³³ Trabant 1990, S. 210

beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andre wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur.

Humboldt sind die Taubstummen ein Beleg für die allgemeine Sprachfähigkeit des Menschen. Sprache bedeutet bei ihm hier aber eindeutig die Sprache der Hörenden und laut Sprechenden. Dass die Taubstummen auch eine eigene, nicht minder leistungsfähige Sprache besitzen, scheint er nicht zu wissen oder bewusst zu ignorieren (7.3.).

Humboldts Sprachphilosophie ist phonozentrisch, aber »jenseits jeder phonozentrischen Beschränkung.«³⁴ D. h., indem er den akustischen Sinn in den Mittelpunkt seiner Sprachphilosophie stellt, schließt er die anderen Sinne nicht aus. Humboldt selbst war ein Mensch des Dialoges, der im Gespräch seine wahren Fähigkeiten entwickelte, das ist oft bemerkt worden. Er war allem Anschein nach ein akustischer Typ, wie man heute in der Suggestopädie oder NLP (Neurolinguistische Programmierung) sagt. Sein teilweise schwer lesbarer Stil erklärt sich größter Wahrscheinlichkeit auch dadurch, dass er von der ausgesprochenen Sprache her schrieb und durch seine Diplomantentätigkeit und nicht nur durch diese – er hatte ja einen eigenen Sekretär – gewohnt war zu diktieren. Am Ende eines Briefes an Welcker entschuldigt er sich dafür, meint aber »es wird mir so leichter.«³⁵ D. h. aber nicht, dass Humboldt das Optische vernachlässigte oder gar ausschloss. Humboldts Engagement für den Kunstverein ist hier zu nennen, die Einrichtung seiner Glyptothek, die Umgestaltung seines Wohnsitzes in Tegel.

Humboldts Sprachphilosophie ist phonozentrisch, aber ohne zur »Phonokratie«³⁶ auszuarten. Dazu war Humboldt ein viel zu vielseitiger und auf Ausgleich bedachter Mensch. Seine Denkweise ist durch Abwägen feinsten Nuancen geprägt und zeichnet sich durch stete Einbeziehung der Gegenperspektive aus. Darin bewährt sich der Meister im Dialog. Selbstverständlich sah Humboldt auch die Vorteile einer Begriffsschrift, meinte aber, dass »der unläugbare Vorzug einer Begriffsschrift, Nationen verschiedener Sprachen verständlich zu seyn, die Nachteile nicht aufwiegt, welche sie von anderen Seiten her mit sich führt.«³⁷ In diesen Zusammenhang gehört auch die Akademierede über vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen aus dem Jahr 1825 erwähnt, deren Hieroglyphen Humboldt entziffert hatte. Humboldt kennt das, wovon er spricht.

Humboldts Sprachphilosophie ist phonozentrisch, aber nach allen Seiten hin offen, weshalb er auch heute noch für die Diskussion um die neuen Medien fruchtbar gemacht werden kann. Der Beweis dafür wird im 7. Kapitel. geführt. Humboldts Ansatz ist seiner Methode gemäß offen. Daher ist Simons Kritik an Humboldts Schriftverständnis zu überprüfen:

³⁴ Trabant 1990, S. 212

³⁵ Humboldt 1859, S. 152

³⁶ Trabant 1990, S. 184

³⁷ V,113 Buchstabenschrift

Humboldt konnte sich die Höhe der chinesischen Kultur nicht vom Bau der chinesischen Sprache her erklären, weil er aristotelisch-europäisch die Schrift als etwas Unwesentliches, nur Sekundäres ansah.³⁸

Die dieser Behauptung folgenden und damit indirekt begründenden Sätze lauten:

Das Gedächtnis wird aber durch die Schrift nicht nur gestützt. Es wird qualitativ verändert, dadurch, daß man ein Ganzes als Text vor sich hat und auch zwischen längst Geschriebenes immer noch Erläuterungen einschieben kann, statt sie, wie im Sprechen, nur folgen lassen zu können.

In dieser Schärfe hat dies Humboldt vielleicht nicht erkannt. Er formuliert es allgemeiner, aber ganz im Sinne Simons.

Ihre [die der Schrift] allgemeinste Wirkung ist, dass sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz andres Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort bloss im Gedächtniss eine bleibende Stätte findet.³⁹

Eine halbe Seite formuliert Humboldt weiter:

Die feinere Bearbeitung der Sprache aber, für welche der Gebrauch der Schrift eigentlich erst den Anfang bezeichnet, ist gerade die wichtigste, und unterscheidet an sich und in ihrer Wirkung auf die Nationalbildung, die Eigentümlichkeit der Sprachen bei weitem mehr, als der gröbere, ursprüngliche Bau.⁴⁰

c.) Davon, dass Humboldt die Bedeutung der Schrift für die Sprache als unwesentlich ansah, kann also keine Rede sein. Was das von Simon erwähnte Chinesische betrifft, so hat Humboldt in der Tat weniger über die chinesische Schrift als *Ueber den grammatischen Bau der Chinesischen Sprache* nachgedacht. Seine Akademie-Rede über diesen Gegenstand beginnt denn auch mit dem programmatischen Satz:

Bei der Untersuchung des Chinesischen nimmt gewöhnlich die Eigenthümlichkeit der Schrift und ihre Verbindung mit der Sprache die Aufmerksamkeit dergestalt in Anspruch, dass darüber der grammatische Bau der letzten weniger beachtet wird.⁴¹

Und dieser grammatische Bau interessierte Humboldt am Chinesischen sehr. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Chinesischen findet bei Humboldt aufgrund der Grammatik *Elémens de al grammaire chinoise* von Abel-Rémusat, Paris 1822 statt.⁴² Ein erster Niederschlag davon findet sich

³⁸ Simon 1989, S. 248

³⁹ V 109 Buchstabenschrift

⁴⁰ V,110 Buchstabenschrift

⁴¹ V,309 Chinesische Sprache

⁴² Angabe nach Harbsmeier in Humboldt 1979, S. 14 und Leitzmann in Humboldt 1903-36, V,480. Humboldts Bruder Alexander lebte in Paris und unterrichtete Wilhelm von Humboldt selbstverständlich über alle dortigen Neuerscheinungen, die seinen Bruder interessieren könnten. Daher war Rémusats Grammatik umgehend in Humboldts Hände gelangt. Harbsmeiers Jahresangabe stimmt aber entweder nicht, bezieht sich auf eine spätere Ausgabe oder Humboldt war brandaktuell, als er seine Akademieabhandlung über die grammatischen Formen am 17.01.(!)1822 hielt. Eine weitere Variante wäre, dass die beiden Absätze über das Chinesische von ihm erst für den Druck verfasst wurden.

in seiner Akademieabhandlung *Über die grammatischen Formen*, in der die angegebene Grammatik IV,310 auch zitiert wird. In dieser Abhandlung heißt es über das Chinesische:

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker [das Ägyptische und das Chinesische] die Stufe ihrer intellektuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder grösstentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus ein wichtige Einwendung gegen die behauptete Notwendigkeit der Formen hervorzugehen. Es ist indess noch auf keine Weise dargethan, dass die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besass, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unläugbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe des Denkens am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten Kraft und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, dass er unbestimmt und abgerissen ist, so dass der auf folgende, dem Bedürfniss des Lebens besser angepasste dahin trachten musste, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Dies beweist daher im Gegentheil für unsere Behauptung.⁴³

Bei diesem ersten Urteil über das Chinesische wird Humboldt bleiben.⁴⁴ Es bleibt sein Negativbeispiel, um seine Theorie zu untermauern. Er zollt der „Höhe der chinesischen Kultur“ seinen Respekt, hält aber das Sanskrit und das Griechische, mit dessen Lob die Abhandlung *Über die grammatischen Formen* schließt, nach seinen Kriterien für leistungsfähiger. Im Anschluss an das daraus eben gegebene Zitat bringt Humboldt das mit der Werkzeugmetapher bestens auf den Punkt. Bei Werkzeug höre man das griechische Äquivalent Organon (2.2.a) bitte mit:

Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf langsamerem und mühevollerem Wege. Allein darum dass er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierigkeit nicht minder vorhanden. Dass Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommenen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, fließt, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede.⁴⁵

Nach der Entschlüsselung der Ägyptischen Hieroglyphen durch Champollion, worüber Humboldt am 8. März 1824 auch einen Akademievortrag hält und worin er das Ägyptische auch immer wieder mit dem Chinesischen vergleicht⁴⁶, bleibt allein das Chinesische Humboldts Negativbeispiel. Es bleibt es auch, nachdem Rémusat Humboldts Akademieabhandlung *Ueber die grammatischen Formen* besprochen und ihn darin darauf hingewiesen hatte, »wie viel wichtige Aufschlüsse über die allgemeinen sprachlichen Probleme aus dem Studium dieses eigenartigen Idioms zu gewinnen

⁴³ IV,311 Grammatische Formen

⁴⁴ So auch Mattsons Kommentar in Humboldt 1960-81, Bd. V, S. 473

⁴⁵ IV,312 Grammatische Formen

⁴⁶ V, 52, 53, 64, 70 (3x), 73, 78, 81 Anm., 82 Schrift und Sprache. Hier sind alle Stellen angegeben, an denen in dieser Humboldtschrift das Chinesische auftaucht. Humboldt las nicht die ganze vor. Die Schrift ist auch im Anhang von Humboldt 1836-39 Bd. 2 abgedruckt. Die dortige Angabe S. 1, Humboldt habe am 20.05.1824 den ersten Teil dieser Schrift gelesen, ist allerdings durch die Aufstellung von Humboldts Akademie-Vorträgen durch Wiebke Witzel in Humboldt 1994 S. 224 zu korrigieren. Frau Witzel überprüfte die Daten nach den Protokollen der Akademie und danach las Humboldt an diesem Tag die Rede »über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau«. Die Angaben von Humboldt 1836-39 Bd. 2 S. 49, Humboldt habe im März 1824 »Über die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngeren« gelesen, stimmt allerdings mit den Protokollen der Akademie überein. Danach las Humboldt am 8. März 1824 »Ueber Herrn

seien.«⁴⁷ Das Chinesische zeichnet sich durch »stillschweigende Grammatik« aus, es hat keine. In seinem Antwortbrief, besser Antwortabhandlung auf Abel-Rémusat's Aufforderung, sich eingehender mit dem Chinesischen zu beschäftigen,⁴⁸ meint Humboldt den Unterschied zwischen dem Chinesischen und den anderen Sprachen auf einen einzigen fundamentalen Punkt zurückführen zu können:

bei der Verknüpfung von Wörtern in Sätzen macht das Chinesische nicht von grammatischen Kategorien Gebrauch und gründet seine Grammatik nicht auf die Klassifikation der Wörter [...]⁴⁹

Mehr noch: das Chinesische unterlässt es nicht nur, sondern lehnt es gerade zu ab, »die grammatischen Kategorien zu bezeichnen [...]⁵⁰ Grammatische Kategorien nennt Humboldt »die Formen, die den Wörtern von der Grammatik vorgeschrieben werden, [...] Diese Kategorien sind [...] Wortklassen [...] Man erkennt [...] [sie] entweder an Zeichen, die den Wörtern selbst anhaften, oder an der Position der Wörter im Satz, oder schließlich am Satzbau.«⁵¹

Dieses Antwortschreiben an Rémusat ist Grundlage für die bereits zitierte Akademierede über das Chinesische. Das Chinesische gehört damit endgültig zum festen Kanon von Humboldts Beispielen, mit der er seine Sprachansicht belegt. Siehe Auflistung im Apparat.⁵²

Champollions Entzifferung der Hieroglyphen«. Das Vorkommen des Chinesischen in Schrift und Sprache nach Humboldt 1836-39 Bd. 2 S. 22, 23, 35, 40 (3x), 49, 52 Anm., 53.

⁴⁷ Leitzmann in Humboldt 1903-36, V,480

⁴⁸ Eine Aufforderung, der er im Winter 1825/26 nachkommt. Cf. den Brief an Welcker, eingegangen am 10.02.1826. Nachdem Humboldt die Akademieabhandlung *Ueber die Buchstabenschrift* kurz anschnidet, in der er »über das Aegyptische [...] fast ganz geschwiegen« hat, kommt er auf das Chinesische zu sprechen: »Dagegen habe ich mich diesen Winter ernstlich mit dem Chinesischen beschäftigt, was für das grammatische Studium ganz unentbehrlich ist. Es ist eine wahrhaft wunderbare Sprache, die man nicht überschätzen kann, aber nicht verachten kann, viel mehr von einer Seite sehr hoch achten muss. Die äusseren Schwierigkeiten scheinen gross, sind aber bis zu dem Zweck, um schon sehr wichtige Bücher lesen zu können, in weniger als vierzehn Tagen überwunden. Ich habe darüber geschrieben, will es aber erst Rémusat mittheilen, weil meine Kenntnis noch etwas jung ist.« Humboldt 1959, S. 133/134

⁴⁹ Humboldt 1979, S. 18 = Humboldt 1903-31, V,256 Lettre à Monsieur Abel Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue Chinoise en particulier: »Je crois pouvoir réduire la différence de la langue Chinoise des autres langues au seul point fondamental que, pour indiquer la liaison des mots dans ses phrases, elle ne fait point usage des catégories grammaticales, et ne fonde point sa grammaire sur la classification des mots, [...]⁵⁰

⁵⁰ Humboldt 1979, S. 18 = Humboldt 1903-36, V,257: »J'avoue cependant que la langue Chinoise me semble moins négliger que dédaigner de marquer les catégories grammaticales, [...]⁵¹

⁵¹ Humboldt 1979, S. 19 = Humboldt 1903-36, V,257: »Je nomme catégories grammaticales les formes grammaticales des mots, c'est à dire les parties d'oraison et les autres formes rangées sous elles. Ce sont des classes de mots qui leur attribuent certaines qualifications grammaticales, qui sont reconnues, ou à des marques inhérentes aux mots mêmes, ou à la place que les mots occupent, ou à la liaison de la phrase.« – Auch Hegel kommt in diesem Zusammenhang auf die chinesische Sprache zu sprechen. In seiner Vorrede zur *Wissenschaft der Logik* von 1831 schreibt er: »Es ist der Vorteil einer Sprache, wenn sie einen Reichtum an logischen Ausdrücken, nämlich eigentümlichen und abgesonderten, für die Denkbestimmungen selbst besitzt; von den Präpositionen, Artikeln gehören schon viele solchen Verhältnissen an, die auf dem Denken beruhen; die chinesische Sprache soll es in ihrer Ausbildung gar nicht oder nur dürftig bis dahin gebracht haben;« [= Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1969-71): Werke in 20 Bänden. Bd. 5, S. 20]

⁵² Ein Blick in das Sprachenregister von DiCesare in Humboldt 1998, S. 554 ff. zeigt, dass Humboldt das Chinesische in der Kawi-Einleitung ungefähr ebenso oft anspricht wie das Griechische und das Sanskrit. Da sich DiCesares Angaben auf die von ihr besorgte Ausgabe beziehen, hier die nach Humboldt 1903-36: VII,12, 26, 71, 75, 83, 106, 117, 143, 144, 148, 150, 163, 164, 213, 222, 231, 241, 254, 255 (3x), 271, 272, 273, 275, 277, 280, 284, 295, 300, 301, 302 (3x), 303 (2x), 304 (4x), 305, 306, 307 (3x), 308 (2x), 309, 311 (3x), 312, 314, 316, 317, 318, 319, 320, 321 (3X), 332, 337, 339, 341, 342, 343, 344. Bei Bülow 1966 fehlen davon einige Angaben. Ihre Angaben für *Verschiedenheiten*: VI,132, 141, 142, 164, 198, 210, 214, 292, 274, 275, 301. Für *Vom grammatischen Baue* erstellte sie keine Inhaltshinweise. Sie seien hier ergänzt: VI, 342, 351, 377, 388, 389, 390, 392, 397. Auch ihre Angaben für Grundzüge sind nicht vollständig: V,407, 411, 412,425, 446, 447, 453, 461, 462, 463, 464, 466 (Hinweis auf seinen Brief an Rémusat) 470, 471. Aber auch diese Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Weitere Hinweise: V,27 Kulturzustand Amerikas; VI,73 Griechisch-Sanskritische Tempusbildung; VI,307, 311, 315 Ortsadverbien-Pronomen sowie die in diesem Abschnitt zitierten Stellen aus dem Briefen an Welcker und aus der Akademieabhandlung über die grammatischen Formen.

In der ausführlicher angeführten Akademieabhandlung *Über die grammatischen Formen* taucht das Lemma „Sprachsinn“ zum ersten Mal auf, auf den letzten Seiten der *Kawi-Einleitung* zum letzten Mal und das immer im Zusammenhang mit dem Chinesischen. Sie sind Beleg für Humboldts »unverhohlene« Sprachbewertung, um die er nicht umhin kann, wie er selbst sagt.⁵³ Er handelt das Chinesische in der *Kawi-Einleitung* vornehmlich im dritten und letzten Teil ab, in den Paragraphen über »Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues.« Dem schickt er allerdings voraus:

Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter seyn, als ich. Ich würde ein solches nicht bloss als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder, durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt, [...] Denn jede Sprache besitzt die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals und unter keiner Bedingung zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Krafterhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?⁵⁴

Dieser Unterschied ist natürlich gravierend. Aber umsichtig, wie Humboldt ist, kann er selbst dem fast vollkommenen Fehlen von Grammatik im Chinesischen etwas abgewinnen:

Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, daß im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegenteil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist einschläfern, und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.⁵⁵

Aber wichtig ist „scheinbare“ Abwesenheit“. Das Chinesische besitzt ja Grammatik. Im folgenden Zitat hält sich Humboldt an dem „Bisschen“ von Grammatik, das das Chinesische bietet, aber entscheidend ist, geradezu fest. Es handelt sich um die Stellung der Wörter im Satz:

[...] allein der blossen Anordnung des Satzes selbst, der Uebereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag.⁵⁶

„Keinen Eintrag geschehen“ bedeutet „macht nichts aus, beeinträchtigt nicht“. Gemeint ist hier, dass das Verb dem Adverb folgt. Täte es das nicht, wäre es nicht vom Objekt zu unterscheiden gewesen, da das Objekt im Chinesischen dem Verb folgt.

Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen, und an ihm hält die Chinesische Construction mit [...] wenigen Ausnahmen fest, [...]⁵⁷

⁵³ VII,256 *Kawi-Einleitung*. Auch vor diesem Abschnitt benutzt er fast ausschließlich das Chinesische als Negativbeispiel, so dass sich dieses Diktum vor allem auf das Chinesische bezieht.

⁵⁴ VII,256/257 *Kawi-Einleitung*

⁵⁵ VII,272 *Kawi-Einleitung*

⁵⁶ VII,304 *Kawi-Einleitung*

⁵⁷ VII,304 *Kawi-Einleitung*

Diese Chinesische Konstruktion (Verb vor Objekt, Substantiv nach attributivem Adjektiv oder Adverb vor Verb) »verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbum«, das für Humboldt das Zentrum jeden Satzes bildet und das Sprache von der formalen Logik unterscheidet (Cf. 4 und Humboldts Akademieabhandlung *Ueber das Verb*). Das Chinesische

drückt dadurch, dass sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, dass es ihn beherrscht und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodifikationen an demselben entblösst, giesst sie durch die blosse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben.⁵⁸

Letztlich bedeutet das, dass sich auch der Sprachsin, der sich im Chinesischen ausdrückt, in die richtige Richtung bewegt. Humboldt unterstellt sie dem Chinesischen, wenn man so will: »Die Chinesische [Sprache] stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Innern des Geistes.«⁵⁹

Humboldts Ansicht wurde durch die Sprachentwicklung Recht gegeben. Man spricht in der Sinologie von der Latinisierung der chinesischen Sprache seit etwa 100 Jahren. So gibt es im modernen Chinesisch sogar eine Passivkonstruktion, die allerdings selten benutzt wird: Das Passiv wird durch eine Partikel angedeutet, die ursprünglich *sich anziehen* heißt. Bsp.:

Das Fahrrad zieht sich das Reparieren an. = Das Fahrrad wird repariert.

Da sich ein Fahrrad aber nicht selbst repariert, genügen in der Regel die zwei Worte *Fahrrad reparieren*, um auszusagen, dass das Fahrrad repariert wird.

Freilich soll auch das Umgekehrte nicht unerwähnt bleiben. Anfang dieses Jahrhunderts konfrontierten in Europa manche Literaten ihr Publikum mit Texten, in denen Worte vom Korsett der Konjugation und der Groß- und Kleinschreibung befreit expressiv aneinandergereiht waren. Infinitive ließen sich wie im Chinesischen nicht von Substantiven unterscheiden. Aber auch dadurch wurde Humboldt mit seiner Sprachbewertung Recht gegeben. Einmal, weil es so gut wie keine Texte gibt, in denen diese Schreibart konsequent durchgehalten wurde, zum anderen waren das keine Texte, wie sie im Alltag gebraucht wurden. Dada war für Dada da, machte Spaß und das genügte. August Stramm nutzte diese Schreibart, um dem Entsetzen über das Geschehen im Ersten Weltkrieg Ausdruck zu verleihen. Es kam der Lakonie entgegen. Aber auch das war kein alltägliches Sprechen.

Aber nicht nur in der Poesie wird Mehrdeutigkeit im Ausdruck mitunter bewusst angestrebt.⁶⁰ Der Genitiv im Deutschen lässt grundsätzlich Doppeldeutigkeit zu, was gern bewusst genutzt wird. Das

⁵⁸ VII,304 Kawi-Einleitung

⁵⁹ VII,309 Kawi-Einleitung

⁶⁰ Paul Celan sprach GW III,167 von einer »Präzision in der Vielstelligkeit«.

bekannteste Beispiel dürfte der Titel von Kants epochemachendem Werk sein: Kritik der reinen Vernunft. Der Genitiv kann als Genitivus subjectivus und als Genitivus objectivus aufgefasst werden. Beides ist gemeint: die Vernunft kritisiert sich selbst. „Stillschweigende Grammatik“ findet sich auch in Flexionssprachen, hat ihren Reiz und auch ihre Vorteile.

Ob erwähnte Entwicklung wirklich dazu führt, dass aus dem Chinesischen einmal eine flektierende Sprache wird, ist heute nicht zu entscheiden. Inwieweit und in welcher Form sich diese meistgesprochene Sprache der Welt gegenüber dem Englischen weiter behaupten kann, auch nicht. Die neuen Medien kommen dem Chinesischen ja entgegen und würden wie Humboldt in *Grammatische Formen* sagt mit dazu beitragen, die Hemmungen für die intellektuelle Tätigkeit zu schwächen oder gar aufzuheben.⁶¹ Zudem spielen bei diesem Prozess politische wie wirtschaftliche Aspekte wahrscheinlich die größte Rolle (7.8.). Vielleicht findet auch eine Vermischung statt. Im Pidgin-English / „Geschäfts“-Englisch existiert sie bezeichnenderweise bereits. Und die Pointe liegt ja darin, dass man dem Englischen eine chinesische Tendenz nachsagt, d. h., dass immer mehr auf Grammatik verzichtet wird.⁶² Natürlich – wie sollte es anders sein – ahnte das bereits Humboldt:

Ohne Zweifel kann man in einigen unserer modernen Sprachen, vor allem im Englischen, sogar ziemlich lange Sätze bilden, die fast ganz chinesisch sind, weil kein Wort ein Merkmal seiner grammatischen Beziehung an sich trägt.⁶³

Als Resümee dieses Abschnittpunktes gilt festzuhalten, dass Simons Kritik an Humboldt dahingehend relativiert werden muss, dass Humboldt sehr wohl die Wichtigkeit der Schrift sah, aber – und hier ist Simon zuzustimmen – er sah sie phono- bzw. logozentrisch. Er würdigt vor allem die Buchstabenschrift:

Da die Articulation das Wesen der Sprache ausmacht, [...] muß die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwicklung des Sprachsinnes in Zusammenhang stehen.⁶⁴

Damit kann Humboldt der chinesischen Kultur nicht gerecht werden. Eine Begriffs- und Figureschrift entwirrt nämlich Missverständnisse bei gleichlautenden Worten wie im Deutschen etwa „Leere“ und „Lehre“. Solche gleichlautenden Worte gibt es wegen der Einsilbigkeit im Chinesischen in Hülle und Fülle. Diese Einsilbigkeit der chinesischen Wörter erklärt auch, dass die verschiedenen chinesischen Dialekte untereinander nicht kommunikel sind. Bei einem mehrsilbigen Wort hat man mehr Anhaltspunkte, Ähnlichkeiten herauszuhören als bei einem einsilbigen. Da im Reich der Mitte nun sehr viele Dialekte gesprochen wurden, ergab sich die Figureschrift nicht zufällig, sondern als Notwendigkeit. Die Frage, inwieweit dies durch die Tatsache relativiert werden muss, dass »die Schrift

⁶¹ IV,312 Grammatische Formen

⁶² Die fehlende Differenzierungsmöglichkeit durch die Grammatik wird wie im Chinesischen durch zunehmende Idiomatik wettgemacht.

⁶³ Humboldt 1979, S. 29 = Humboldt 1903-36, V,264: »Il n'y a aucun doute qu'on ne puisse dans quelques unes de nos langues modernes, surtout en Anglois, former des phrases même assez longues entièrement Chinoises, puisqu'aucun mot n'y porte l'exposant d'un rapport grammatical, [...]«

⁶⁴ V,116 Buchstabenschrift

nur immer Eigentum eines kleineren Theils der Nation ist.«⁶⁵, mag den Sinologen anheimgestellt bleiben. Bestätigung erfährt sie durch das geschichtlich sehr frühe Entstehen der chinesischen Schrift. Damit bestände die Identität der chinesischen Nation nicht in ihrer gesprochenen Sprache (3.), sondern in ihrer Schrift. Damit müsste Humboldts Sprachtheorie an einem entscheidenden Punkt korrigiert werden. Der eben ausgebreitete Gedanke stammt von Stetter, der damit eine ähnliche Kritik gibt wie Simon:

Der von der Identität einer Sprache her gedachte Begriff der Nation war auf ein Gebilde wie das chinesische Reich nicht übertragbar. [...] Die pragmatische Zweckmäßigkeit der durch eine beliebige Anzahl von Dialekten substituierbaren Figurenschrift für das Reich der Mitte überstieg seinen Erfahrungshorizont. Von daher blieb ihm auch die Einsicht verschlossen, daß sich in der chinesischen Schrift, etwa beim Verfassen von Gedichten, deren ästhetische Form wesentlich auf den Schriftzeichen verbundenen Konnotationen beruht, ein 'Spiel der Differenzen' mit graphischen Radikalen entwickelt, das der Buchstabenschrift fremd ist.⁶⁶

Nein, vollkommen verschlossen blieb Humboldt diese Einsicht nicht. In der *Kawi-Einleitung* spekuliert er über das Entstehen der chinesischen Schrift:

Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein kunstvolles, willkürlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unter einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einem phonetischen.⁶⁷

Stetter ergänzt seinen Gedanken in seiner großen Studie über *Schrift und Sprache* um eine phänomenale Erfahrung. Der Graphismus spielt nicht nur in so etwas Esoterischem wie Lyrik eine Rolle. In China kann man beobachten, dass sich Menschen »in mündlicher Kommunikation [also dort, worin Humboldt den Urtypus der menschlichen Sprache sieht] in die Hand schreiben, um sich zu verständigen.«⁶⁸ Aber selbst das muss Humboldt trotz seines Phonozentrismus aufgrund seines akribischen Vorgehens geahnt haben:

Mangelnde [kann hier nur im Sinne von mangelhaft verstanden werden] Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte.⁶⁹

VII,301 *Kawi-Einleitung* bemerkt Humboldt, »daß in Anam jede irgend bedeutende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat, und daß benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen.« Mit Anam ist Vietnam gemeint. Das Vietnamesische darf als eine Art chinesischer Dialekt angesehen werden. Allerdings wurde für das Vietnamesische von Missionaren im 17. Jahrhundert die lateinische Schrift eingeführt.

⁶⁵ V,110 Buchstabenschrift

⁶⁶ Stetter 1990, S. 194. Cf. Stetter 1997, S. 139: »Eine Sonderstellung bewahrt sich zweifellos die chinesische Schrift dadurch, daß sie mit semantisch deutbaren Radikalen operiert und somit im Graphismus Bedeutungsanalogien tradiert, die den Chinesisch Sprechenden in der Regel wohl erst über das Erlernen ihrer Schrift zugänglich werden.«

⁶⁷ VII,273 *Kawi-Einleitung*

⁶⁸ Stetter 1997, S. 12

⁶⁹ VII,71 *Kawi-Einleitung*

Wenn auch Stettens Hinweis Humboldts Denken über die Sprache an einem entscheidenden Punkt nicht vollkommen korrigiert, so muss es darum aber entschieden ergänzt werden. Teilweise nahm Humboldt diese notwendige Ergänzung durch sein genaues Hineindenken in die Materie schon vorweg. Es ist zudem darauf hinzuweisen, dass die chinesischen Schriftzeichen heute zum Teil auch phonetische sind. Humboldt bemerkte bereits, dass manche Sprachentwicklung wie im Barmanischen »die Zusammenziehung zweier Silben in Eine [...] in Chinesischer Schrift nur phonetisch [...] dargestellt werden könnte.«⁷⁰

2. Humboldts Verständnis der Schrift ist mit der Forderung in Verbindung zu sehen, die Humboldt für Sprachuntersuchungen aufstellte: Wenn man eine Sprache studiert, so hat man nicht nur ihren Wortschatz und ihre Grammatik zu untersuchen, sondern auch die darin geschriebene Literatur. Nur daran kann man den Charakter einer Sprache erkennen und die eigentümliche Weltansicht, die sich in ihr ausspricht. In der Sprache Humboldts, die doch mitunter auch sehr plastisch und pointiert sein kann:

[...] das Studium der Sprachen [kann] nicht von dem ihrer Literaturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.⁷¹

Diese Metapher besitzt eine kuriose Vorstufe in VII,642 *Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung*, einem Fragment, aus dem Kapitel 3 schon die Organismusmetapher ausführlicher besprochen wurde:

Die Bildung einer Literatur gleicht der Bildung der Verknöcherungspunkte in dem alternden menschlichen Körperbau, und von dem Augenblick an wo der frei in Rede und Gesang ertönende Laut in den Kerker der Schrift gebannt wird, geht die Sprache erst angeblicher^[72] Reinigung, dann ihrer Verarmung, und endlich ihrem Tode zu, wie reich und weitverbreitet sie seyn möge.

Hier ist die Literatur dem Gerippe zugeordnet, das durch zunehmende Schriftlichkeit unbeweglicher wird. Freilich muss man weiterlesen. Humboldt kam im Laufe der Jahre keineswegs erst von einer negativen zu einer positiven Wertung der Schrift. Auch in diesem Fragment, Leitzmann datiert es auf das Jahr 1821, sieht Humboldt in der Entwicklung der Schrift einen Fortschritt:

Denn wenn die Schrift sie nicht heftet, wenn die Gegenwart nichts hat, als die immer dunkle und schwankende Ueberlieferung um die Töne der Vorwelt zu vernehmen, so wird kein Fortschritt festgehalten, und alles läuft in einem dem Zufall allein überlassenen Kreisgang durch einander.⁷³

⁷⁰ VII,308 Kawi-Einleitung

⁷¹ V,33 Schrift und Sprache || VI,147 Verschiedenheiten: »Die Sprache liegt nur in der verbundenen Rede, Grammatik und Wörterbuch sind kaum ihrem toden Gerippe vergleichbar.« V,456 Grundzüge: »das Gerippe ihres [der Grammatik] Baus

⁷² Das Wort ist wichtig. Wen Humboldt hier referiert ist nicht auszumachen. Wahrscheinlich spielt er hier auf Schlegel und Grimm an, für die die Sprachentwicklung keinen Fortschritt, sondern einen Verfall darstellt. Cf. Mattsons Kommentar zur Stelle im Anschluss an dieses Zitat in Humboldt 1960-81, Bd. V, S. 469

⁷³ VII,642 Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung

Die letzten beiden Zitate müssen im Zusammenhang mit Humboldts in Kapitel 3 ausführlich behandelten Vorstellung der Sprachentwicklung gesehen werden, bei der das Volk eine große Rolle spielt. »Der Gang mancher Sprachen lässt sich bloss durch diese Wanderung aus Volks- in Schriftsprache erklären, [...]«⁷⁴ Sein dazu zuvor gegebenes Beispiel ist Homer, das andere, das er anschließt, zwei Höhepunkte der französischen Literatur: »wenn man Montaigne mit Voltaire vergleicht, sollte man meynen, die Sprache einer Nation sey in die eines Stadtzirkels übergegangen.«⁷⁵ Und das erklärt sich eben aus der Tatsache, dass der Buchstabe

erstarrend auf die noch einige Zeit frei und mannigfaltig neben ihm fortbestehende gesprochene Rede zurück[wirkt], [...] seine ungebundneren Ausbrüche, seine vielfachen Formen, seine jede kleinste Nuance bildlich bezeichnenden Modificationen durch seine Vernehmlichkeit zur Volkssprache herunter[drückt], und [...] bald nichts mehr um sich [duldet], als was ihm gleich ist.⁷⁶

Ein treffenderes Beispiel als das der Grande Nation, in der sich zunehmend alles nach der Hauptstadt ausrichtete, hätte Humboldt dafür nicht finden können. Es wird aber nicht übernommen. Und in diesem Fragment stellt es mit großer Wahrscheinlichkeit bereits ein Relikt aus Humboldts großem Projekt einer Charakteristik des 18. Jahrhunderts dar. Auch dort fällt der Name Voltaire.⁷⁷ Auf Voltaires Unterscheidung von Geschichte als Gegenstand historischer Forschung und »des philosophische Raisonnements über dieselbe,«⁷⁸, die Humboldt in dieser Abhandlung anführt, ist auch seine Methode zurückzuführen. Mit ihr versuchte Humboldt bereits damals der Schwierigkeiten einer Charakteristik, nämlich im Chaos der zu berücksichtigenden Begebenheiten und Ereignisse zu versinken, Herr zu werden.⁷⁹ Das Beispiel von Voltaire und Montaigne wird nicht übernommen, aber das von Homer. Es findet sich auch Paragraph 20 (31-33) in der *Kawi-Einleitung* »Charakter der Sprachen«, der Paragraph, auf den Humboldts Untersuchung abzielt, ja in dem letztlich die Entwicklung von Humboldts Lebensprojekt gipfelt, an dessen Anfang das Vorhaben einer vergleichenden Anthropologie und jene erwähnte Studie zum 18. Jahrhundert stand. Humboldts Interessenhorizont hatte sich im Laufe seines Lebens immer mehr erweitert. Humboldt verstand aber seine Beispiele zu sortieren und bewusst einzusetzen. In der *Kawi-Einleitung* finden sich vor allem Beispiele aus den Sprachen, die er »in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiet zwei feste Endpunkte«⁸⁰ nennt: das in diesem Abschnitt schon hinlänglich traktierte Chinesisch und die Sanskrit-Sprache, wobei Sanskrit oft in einem Atemzug mit Griechisch genannt wird. Das Altgriechische ist eine Art „ausgereifteres“ Sanskrit. Entsprechend ist im Zusammenhang mit diesen Sprachen auch immer wieder von der Schrift die Rede. So wird die Wanderung der Volkssprache in die Schriftsprache auch am Beispiel des

⁷⁴ VII,643 Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung

⁷⁵ VII,643 Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung

⁷⁶ VII,642 Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung

⁷⁷ II,72 *Das achtzehnte Jahrhundert* kritisiert Humboldt an Voltaire seine Urteile über Shakespeare und die Griechen.

⁷⁸ II,4 *Das achtzehnte Jahrhundert*

⁷⁹ Cf. Kommentar zu dieser Abhandlung aus den Jahren 1796/97 von Klaus Giel und Andreas Flitner in Humboldt 1960-81, Bd. V, S. 336/337

⁸⁰ VII,274 *Kawi-Einleitung*

Chinesischen besprochen, an dem en passant das, was in *Verschiedenheiten* (3.) mühsam erarbeitet wurde, als Sprachgesetz formuliert wird:

da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann.⁸¹

Der Gedanke, dass die Schrift auf die Sprache erstarrend wirkt, findet sich noch in der Akademieabhandlung *Ueber die Buchstabenschrift* kurz angesprochen

einmal entstanden und ausgebildet, kann sie [die Schrift] aber auch, wie die logische Bearbeitung, zu der sie am mächtigsten mitwirkt, der Lebendigkeit der Sprache, und ihrer Entwicklung auf den Geist nachtheilig werden.⁸²

In der *Kawi-Einleitung* aber wird dies scheinbar stillschweigend in Kauf genommen und der Aspekt herausgestellt, was durch die Schrift erst möglich wird: die wissenschaftliche Prosa wie die von Aristoteles.⁸³

Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa muß daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.⁸⁴

»[...] die Entstehung der Homerischen Gedichte« dagegen konnte ohne Schrift geschehen, »und noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben.«⁸⁵ Im Gegenteil! Die »Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung«⁸⁶ musste ihr fremd bleiben, zu innig war Poesie mit der Musik verbunden. Das war Humboldt für den Unterschied zwischen Prosa und Poesie schon so wichtig, dass er gleich zwei Mal, bevor er in diesem Zusammenhang die Schrift thematisiert,⁸⁷ darauf hinweist:

In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daß die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschliesslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden ist, ist bekannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer.⁸⁸

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch jede für sich eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte in Gemässheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äussere Kunstform vor allem Uebrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer engen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem sie die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstand.⁸⁹

⁸¹ VII,273 *Kawi-Einleitung*

⁸² V,127 *Buchstabenschrift*

⁸³ VII,200 *Kawi-Einleitung*

⁸⁴ VII,208 *Kawi-Einleitung*

⁸⁵ VII,206 *Kawi-Einleitung*

⁸⁶ VII,206 *Kawi-Einleitung*. Stetter 1997, S. 514 spricht in diesem Zusammenhang von struktureller Entemotionalisierung. Ein Aspekt, auf den 8.3. noch zurückzukommen ist.

⁸⁷ VII,206 ff. In Humboldt 1836-39 und Humboldt 1998 fehlt der gliedernde Satz: »Vorher aber muss ich noch eines andren, im Vorigen nicht betrachteten Verhältnisses der Poesie zur Prosa bedenken, nemlich der Beziehung beider auf die Schrift.«

⁸⁸ VII,195 *Kawi-Einleitung*

⁸⁹ VII,198 *Kawi-Einleitung*

Dass das Zusammenspiel der beiden Principe, die in der Sprache zusammen wirken, nämlich Laut und Sprachsinn auch eine musikalische Variante besitzt, ist 5.2. dargestellt worden. Ein weiterer Beleg aus der in diesem Abschnitt besprochenen Akademieabhandlung *Ueber die Buchstabenschrift*:

[...] der Ton besitzt die glückliche Eigenthümlichkeit, das Idealische auf zwei Wegen, durch die Musik und die Sprache, berühren, und diese beiden mit einander verbinden zu können, [...] Je lebendiger aber jene Sylbenmasse⁹⁰ auch für die musikalische Anlage ihrer Erfinder sprechen, desto mehr zeugen sie von der Stärke ihres Sprachsinnes, da gerade durch sie dem articulierten Laut, also der Sprache, neben der hinreissenden Gewalt der Musik, sein volles Recht erhalten wird.⁹¹

D. h. man soll die musikalische Seite der Sprache nutzen, sich aber nicht von ihr beherrschen lassen. Die Schrift ermöglicht dies zunehmend, da Rhythmus und Reim nicht mehr als memotechnische Mittel benutzt werden müssen. Mit den Worten des bereits zitierten Abschnittes aus der *Kawi-Einleitung*, in der Poesie und Prosa hinsichtlich der Schrift besprochen wird:

Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch grossentheils überflüssig, der Ueberlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.⁹²

Umgekehrt heißt das, Rhythmus und Reim besitzen seit der Erfindung der Schrift nurmehr ästhetische Funktion, die man nutzen kann, aber nicht muss. Die Entwicklung der Lyrik bestätigt dies. Moderne Lyrik verzichtet nicht grundsätzlich auf Rhythmus und Reim, aber oft und unterscheidet sich dadurch formal nicht mehr von der Prosa. Die Schrift ermöglicht es, den Ton allein für die Zwecke der Artikulation zu nutzen und in dieser Hinsicht zu entfalten, etwa in der wissenschaftlichen Prosa des bereits angeführten Aristoteles. Auch sie hat ihre »eigenthümliche Schönheit«.⁹³ Humboldt nennt auch das Kriterium dazu, es ist »Erhabenheit«.⁹⁴ Weitere Beispiele für diese Art von Schönheit finden sich nach Humboldt in den Schriften Fichtes und Schellings und zwar mit Einschränkung, aber wenn »dann wahrhaft ergreifend, in Kant.«⁹⁵ Damit aber nicht genug. Humboldt nennt in diesem Zusammenhang als letztes noch die Werke seines Bruders.⁹⁶

⁹⁰ In heutiger Schreibweise Silbenmaße. Silbenmasse, könnte so herausgerissen zwar auch Sinn machen, eine Wortbildung, die für Humboldt auch nicht ungewöhnlich wäre, da er mitunter mit so anschaulichen Worten wie »Sylbengeklingel« (VII,79 *Kawi-Einleitung*) oder bloßes bzw. reines »Sylbengetön« (VII,94 *Kawi-Einleitung* u. VI,61 *Griechisch-Sanskritische Tempusbildung*) aufwarten kann, aber Humboldt bringt hier einen Abschnitt auf den Punkt, in dem er die alten Silbenmaße des Hexameters und des Slocas bespricht. Davon war schon an anderer Stelle in diesem Abschnitt die Rede, an der auch schon auf den Paragraphen § 20 »Charakter der Sprachen. – item. Poesie und Prosa« in der *Kawi-Einleitung* hingewiesen wurde.

⁹¹ V,120 *Buchstabenschrift*

⁹² VII,206 *Kawi-Einleitung*

⁹³ VII,201 *Kawi-Einleitung*

⁹⁴ VII,201 *Kawi-Einleitung*. Cf. Trabandt 1990, S. 214

⁹⁵ VII,201 *Kawi-Einleitung*

⁹⁶ Nietzsche charakterisierte den Stil Alexander von Humboldts Werke XI 1901. S. 110. *Nachgelassene Werke*. Unveröffentlichtes aus der Zeit von »Menschliches Allzumenschliches« und der »Morgenröte« 1875-1880/81 folgendermaßen: »Die Gedanken haben etwas Unsicheres soweit es sich nicht um Mitteilung von Fakta handelt. Dazu ist alles in die Höhe gehoben und durch ausgewählte schöne Worte mit Glanz überzogen. Die langen Perioden spannen es aus. So erzeugt dieser Stil als Ganzes eine Stimmung, einen Durst, man macht die Augen klein, weil man gar gern etwas Deutliches sehen möchte, alles schwimmt in auszehrender Verklärung in der Ferne: wie eine jener welligen Luftspiegelungen, welche dem müden Durstenden ein Meer, eine Oase im Wald zu sein scheinen!« Zwar sagt Nietzsche nicht, auf welche Schriften er sein Urteil stützt, festzustellen ist aber, dass er den Stil Alexander Humboldts ähnlich charakterisierte wie Steinthal (1.1.4.) den seines Bruders Wilhelm. Steinthal kritisierte an Wilhelm von Humboldts Art zu schreiben, dass etwas über das Eigentliche, das dieser sagen wollte, »gezogen« sei. Bei Steinthal ist es Fett, bei Nietzsche ein Glanz von »ausgewählt schönen Worten«. Nietzsche

3. Humboldts Ausführungen zu Poesie und Prosa stellen eine historische Untersuchung zur Sprachentwicklung dar und ergänzen die transzendente Untersuchung von Punkt 1 dieses Abschnittes. Zusammenfassend kann man sagen: Lyrik gehört einer frühen Entwicklungsstufe der Sprache an, Prosa einer späteren. Das heißt freilich nicht, Lyrik sei überholt.⁹⁷ Sie kann sich – wie bereits hinsichtlich Rhythmus und Reim erläutert – entsprechend der neuen Situation ändern.

Trabant machte darauf aufmerksam, dass erst mit der Schrift das »namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen«⁹⁸ möglich war.⁹⁹ Humboldt formulierte das für die Prosa. Dasselbe hat sich in Folge auch die Lyrik zu eigen gemacht. Kehrseite der Medaille ist, dass die Schrift das Monologische fördert. Gerade in der Lyrik spricht man vom lyrischen Ich, aber niemand vom lyrischen Du. Wir können Humboldt lesen oder das, was jemand vor Tausenden von Jahren schrieb, aber nicht antworten. Was wird aus dem Urtypus der Sprache? Ist er nicht an das Orate gebunden? Stetter meint, es könne kein Zweifel daran bestehen, daß Humboldt »mit dem >Urtypus aller Sprachen< die Grundsituation oraler Verständigung beschreibt.«¹⁰⁰ Ist der Urtypus in der Schriftlichkeit aufgehoben? Nicht unbedingt, denkt man an einen Briefwechsel. Er stellt gewissermaßen einen Dialog zeitlich verlängert, einen Dialog in Zeitlupe dar. Manchmal wird durch die Schrift aber die zeitliche Dimension derart überwunden, dass kein Antworten und kein Befragen mehr möglich ist. Verliert sich der Urtypus in der Schriftlichkeit? Nicht unbedingt, da Schrift eingelesen werden muss. Darauf weist Humboldt in eindrücklichen Bildern wiederholt hin. Zunächst die am Anfang dieses Abschnittes bereits erwähnte Stelle vor der Definition der Sprache als *energeia*:

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia).¹⁰¹

Noch deutlicher wird Humboldt Kawi-Einleitung VII,63, wo es heißt, dass »die Sprache [...] notwendig (VII 56.57.) zweien angehören [muss], und [...] wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechtes [sei].« und unmittelbar daran anschließend im nachfolgenden Satz von Schrift die Rede ist, die »den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält« und Sprache »immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann.« Humboldt insistiert darauf, denn er wiederholt diesen Tatbestand, kurz darauf wieder:

entwickelt seine Metapher weiter, man glaube darunter etwas Wunderbares sehen zu können, aber so klein man die Augen auch macht, man sieht nichts Deutliches. Ähnlich Steinthal 1884, S. 26, der meint, Wilhelm von Humboldt wecke »wol in jedem Leser die besten Gedanken und Gefühle der Leser, aber nicht Humboldts Gedanken. Hätten Nietzsche und Steinthal Recht, so würde sich der Stil der beiden Brüder ähneln. Ihre Wertung muss man ja nicht übernehmen. Steinthals wie Nietzsches monieren den Blick ins Große und weisen eigens auf die »Facta« hin. Das entspringt wohl beider Methode (1.5., 2.1.).

⁹⁷ Nicht uninteressant wäre von daher eine Würdigung von Wilhelm von Humboldts Lyrik. Er dichtete selbst, die letzten Jahre seines Lebens, also zur Zeit der Abfassung des Kawi-Werkes, mit „preußischer Disziplin“ (?) jeden Tag ein Sonett. Warum tat er das und vor allem für wen?

⁹⁸ VII,208 Kawi-Einleitung

⁹⁹ Trabant 1990, S. 214/215

¹⁰⁰ Stetter 1997, S. 32

¹⁰¹ VII,45/46 Kawi-Einleitung

Denn sie [die Sprache] hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todt'er Theil muss immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniss, und folglich ganz in das Subject übergehen.¹⁰²

Sprache, gesprochen oder geschrieben, ist erst beim anderen angekommen, wenn sie verstanden ist. Di Cesare spricht daher mit Recht von Humboldts dialogischer Hermeneutik (1.0.2.).¹⁰³ Im Fall der Schrift freilich hat man sich den Anderen meist zu ergänzen. Derrida erklärte die Schrift zum »supplément par excellence«¹⁰⁴. Hat man nur einen Text vor sich, kann man nicht nur viel Eigenes hineininterpretieren, sondern muss dies sogar tun. Zwar bleibt die dialogische Struktur auch beim einsamen Lesen und Verstehen sowie beim Schreiben erhalten, selbst wenn man nur für sich Tagebuch führt, der Vorgang selbst kann aber als sehr einseitig und monologisch empfunden werden. Derjenige, der den Text schrieb oder an den der Text geschrieben wird, kann in der Regel nicht direkt intervenieren. Dieses Ungenügen der Schrift besteht ebenso wie die Möglichkeit, dass Geschriebenes einen Anderen dennoch persönlich treffen kann, auch wenn dabei nicht eine Begegnung stattfindet in dem Sinne, dass die Möglichkeit der Entgegnung gegeben ist. Ersteres thematisiert Humboldt nicht. Er betont die Möglichkeit, dass der Dialog teilweise durch die Schrift ins zeitlich Unendliche verlängert werden kann. Dazu, das darf man Humboldt wohl unterstellen, sollte die Schrift dienen.

In einem der bekanntesten poetologischen Texte für moderne Lyrik – er stammt von Paul Celan – wird dies ebenfalls herausgehoben. Mittels Schrift kann man mit einem Text wie einem Gedicht einen »Unendlichkeitsanspruch erheben«, aber nicht über die Zeiten hinweg, sondern durch die Zeiten hindurch, in denen er immer wieder neu gelesen wird. Und das heißt nicht nur neu, sondern auch immer wieder anders. Als solcher ist der Text einsam in den Zeiten unterwegs. Celan benutzt dafür das auf Ossip Mandelstam zurückgehende Bild der Flaschenpost:¹⁰⁵

Denn das Gedicht ist nicht zeitlos. Gewiß, es erhebt einen Unendlichkeitsanspruch, es sucht, durch die Zeit hindurchzugreifen – durch sie hindurch, nicht über sie hinweg.

Das Gedicht kann, da es ja eine Erscheinungsform der Sprache und damit seinem Wesen nach dialogisch ist, eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiß nicht immer hoffnungsstarken – Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht. Gedichte sind auch in dieser Weise unterwegs: sie halten auf etwas zu.

Worauf? Auf etwas Offenstehendes, Besetzbares, auf ein ansprechbares Du^[106] vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit.¹⁰⁷

¹⁰² VII,63 Kawi-Einleitung

¹⁰³ Di Cesare 1996

¹⁰⁴ Zitiert nach Bolz in »Schrift II«. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 8 (R-Sc) 1992, Sp. 1431. Schrift bedeutet Abwesenheit des Autors für den Leser, Abwesenheit des Lesers für den Autor und meist auch Abwesenheit des Wissens über den Kontext der Herstellung eines Schriftstücks. Schrift ist, wie Bolz a.a.O. zu Derridas Philosophie der Schrift schreibt, »immer der Ersatz für eine vorenthaltene Gegenwart.«

¹⁰⁵ In: Mandelstam, Ossip: Vom Gegenüber. (1913). In: Paul Celan 1988, S. 201-208, S. 202, 203. Dort und bei Celan in der Widmung seines Gedichtbandes *Die Niemandsrose* wird Mandelstam entgegen der gängigen Schreibweise mit zwei „m“ geschrieben. – Nach Seng 2003, S. 175, Anm. 33 verdankte Celan die Metapher von der Flaschenpost einem im Oktober 1957 in Wuppertal gehaltenen Vortrag von Hans Mayer über Goethes Gedicht »Vermächtnis«. Hans Mayer habe dabei Adorno zitiert. Seng behauptet, Celan hätte diese Vermittlung selbst mehrfach bekannt, gibt dafür aber keine Belege an. Wie dem auch gewesen sein mag, Celan kannte auch den Mandelstam(m)text, regte er laut Broda in Paul Celan 1988, S. 209 doch deren Übersetzung ins Französische an.

¹⁰⁶ Laut Felstiner 1997, S. 16 wird das Wort „Du“ bei Celan »in den Versen dreier Jahrzehnte rund 1300mal ausgesprochen.« Man ist versucht analog zum lyrischen Ich vom lyrischen Du zu sprechen, aber Celan ging es um konkrete Ansprache, von

Woher diese Selbstverständlichkeit, mit der hier von der Dialogizität der Sprache gesprochen wird? Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Celan Humboldt gelesen hat.¹⁰⁸ Buber, den Celan verehrte,¹⁰⁹ weist auf ihn hin. Heidegger, dessen Schriften Celan intensiv rezipierte und mit dem er dreimal persönlich zusammentraf, weist, wie in der Einleitung erwähnt, auf Humboldt hin. Dass sich ein direkter Zusammenhang zwischen Humboldt und Celan aber nicht herstellen lässt, spricht nicht gegen den Sachverhalt, um den es geht, sondern eher für ihn. Er wird stets neu entdeckt. Die dialogische Sprachauffassung, die mit dem Namen Humboldt verbunden ist, findet sich mit Celan an zentraler Stelle in der europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts wieder.

Andererseits ist die dialogische Sprachauffassung so selbstverständlich auch wieder nicht. Dass Celan in seiner kurzen Rede eigens darauf hinweist, spricht für wie gegen eine solche Selbstverständlichkeit. Celan selbst spricht von einer Flaschenpost. Eine Flaschenpost ist manchmal Jahre einsam unterwegs ist. Celan verwahrt sich aber, indem er auf die Hoffnung hinweist, dass die Flaschenpost an Land gespült wird, gegen die Auffassung von Bann oder gegen die von Humboldts Zeitgenossen Novalis, die das Monologische des Gedichts betonten.¹¹⁰

Hinzuweisen ist auch, dass dialogischer Ansatz nicht gleich dialogischer Ansatz ist. Das zeigt der Vergleich mit Martin Buber, der Humboldt für seinen dialogischen Ansatz reklamierte.¹¹¹ Buber schreibt in seinem Nachwort zu seiner Abhandlung *Ich und Du*, dass sein wesentlichstes Anliegen, »die enge Verbindung der Beziehung zu Gott mit der Beziehung zum Mitmenschen«¹¹² gewesen sei. Diese göttliche Dimension fehlt bei Humboldt vollkommen (1.0.3). Hinzuzufügen ist, dass bei Humboldt nirgends eine Verklärung des Du wie bei Buber zu finden ist. Die Tatsache, dass »die andern mitunter die Hölle sind«, das alte lateinische Sprichwort *homo homini lupus est* auch seine Berechtigung hat, dürfte ihm durch seine diplomatische Tätigkeit nicht fremd gewesen sein. Zudem hat Humboldt Jura studiert. Der Kampfplatz, den die Sprache ja auch darstellt, ist nicht nur am Repertoire an Schimpfwörtern, das jede Sprache besitzt, zu erkennen, sondern ebenso an der Ausbildung der ausgeklügelten, auch die ausgefallensten Situationen berücksichtigenden Rechtssysteme (1.0.3.). Weiteres zu den verschiedenen Ansätzen der Dialogphilosophie wurde bereits in der Einleitung dargestellt.

konkreten Zeitgenossen wie vom Leser, den er nicht kennt. Beide aber will er als Menschen ansprechen. Celans zentrales Wort im *Meridian*, seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des Büchnerpreises an ihn, ist Begegnung, jenseits aller Kunst. Die Kunst kann nur der Weg dorthin sein. Die im Text oben angeführte Einschränkung, dass es sich dabei aber nicht um eine Begegnung in dem Sinne handeln kann, die eine konkrete Entgegnung ermöglicht, kann die Kunst auch nicht überwinden. Im Gegenteil, in der Meridianrede wird die Kunst mit dem Medusenhaupt verglichen, das alles zu Stein erstarren lässt. Das ist eine ähnliche Metapher wie die, die Humboldt für die Schrift benutzt: die Schrift ist eine mumienartige Aufbewahrung.

¹⁰⁷ Celan GW III, 186 [Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen]

¹⁰⁸ Heino Schull, maßgeblicher Herausgeber der Tübinger Celan-Ausgabe, bestätigte mir, dass Celan und Humboldts Ansatz sich nahezu decken, aber kein Hinweis bekannt ist, dass Celan sich mit Humboldt auseinandergesetzt habe.

¹⁰⁹ Felstiner 1997, S. 213.

¹¹⁰ Gottfried Benn, *Gesammelte Werke* 1968, Bd. I, S. 1066 [Probleme der Lyrik]. Cf. Broda in Paul Celan 1988, S. 211 [»An niemand gerichtet«. Paul Celan als Leser von Mandelstams Gegenüber]

¹¹¹ Buber 1997, S. 178

¹¹² Buber 1997, S. 122

Abschließend sei noch auf die Intertextualität bei Celan hingewiesen, die aus seinem dialogischen Sprachverständnis notwendig folgt. Dafür steht z.B., dass er Sätzen gern dadurch Gewicht verleiht, indem er eigens darauf verweist, dass sie bereits von vielen gebraucht wurden:

„Aufmerksamkeit“ – erlauben Sie mir hier, nach dem Kafka-Essay Walter Benjamins, ein Wort von Malebranche zu zitieren –, „Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele.“¹¹³

Diese Stelle ist ein schönes Beispiel dafür, was das Zitat ermöglicht: ein »Hindurchhören durch Jahrhunderte«, wie Ingeborg Bachmann sagt.¹¹⁴ Der Name Benjamin fällt dabei nicht von Ungefähr, steht doch sein Name gleichbedeutend für eine Theorie des Zitierens. Voigts bringt seine Ausführungen zu Benjamins Montage- und Zitiertechnik am Schluss mit Brechts Geschichte von Herrn Keuner auf den Punkt, die den Titel »Originalität« trägt.¹¹⁵ Herr Keuner rühmt darin den chinesischen Philosophen Dschuang Dsi, der »ein Buch von hunderttausend Wörtern [verfasste], das zu neun Zehnteln aus Zitaten bestand«, und kritisiert diejenigen, die meinen alle Gedanken in eigener Werkstatt herstellen zu müssen, weil sie scheinbar keine größeren Gebäude kennen »als solche, die ein einziger zu bauen imstande ist!«

Mit diesem Beispiel moderner prägnanter Prosa sei auf den Punkt gebracht, worum es in diesem Abschnitt ging: um Sprach- und Schriftentwicklung, geleitet vom „Instinkt für Sprache“; um das Chinesische, in dem der Sprachsinn ganz andere Wege einschlägt als bei den indoeuropäischen Sprachen; darum, dass Humboldt entsprechend dem Laut als dem neben dem Sprachsinn in der Sprache wirkenden Prinzip die Alphabetschrift favorisierte und damit dem Chinesischen in seiner Schriftlichkeit nicht vollkommen gerecht wird; darum, dass die Schrift erst wissenschaftliche Prosa ermöglichte, die Poesie dagegen der Periode der Mündlichkeit angehört; und schließlich um die Möglichkeit des „Hindurchhörens durch Jahrhunderte“ mittels der Schrift, dieses Hindurchhören aber keine Begegnung in dem Sinn ermöglicht, dass dabei auch Gelegenheit zur direkten Entgegnung gegeben wäre. Damit erfährt der Urtypus von Humboldt in der Schriftlichkeit eine entscheidende Einschränkung. Mit diesem Hinweis zu Humboldts dialogischer Hermeneutik und deren Präsenz in der Dialogphilosophie des 20. Jahrhunderts ist bereits zur Kritik übergeleitet. Dazu sollen zunächst die bisherigen Ergebnisse vorliegender Untersuchung zusammengefasst werden.

¹¹³ Celan GW III, 198 [Der Meridian]. In einem Entwurf zur Meridianrede findet sich eine Passage, in der Celan dasselbe Verfahren benutzt: »Kunst – ich zitiere einen Ausspruch A. Schönbergs, ich zitiere ihn nach T. Adorno –, Kunst kommt nicht von Können, Kunst kommt von Müssen.« Celan 1999, S. 106 (TCA)

¹¹⁴ zitiert nach Weigel 2000, S. 237

¹¹⁵ Brecht 1975, S. 19 – Voigts, Manfred: Zitat. In: Benjamins Begriffe 2000, Bd. 2, S. 826-848. Eine Abhandlung in nuce über den Gebrauch des Zitats bei Walter Benjamin gibt Arendt 1989, S. 223/224 in ihrem Essai über Benjamin Abschnitt III, der mit »Perlentaucher« überschrieben ist. Cf. Ursula Ludz und Ingeborg Nordmann: Nachwort zu: Arendt 2002, Bd. 2, S. 825-862, speziell S. 850: Das Zitat als Freund. Des Weiteren cf. Weigel 2000